3. Der Pförtner.

Nach dreitägigen geistlichen Übungen begann für Bruder Heinrich die praktische Nachfolge Christi, der gesagt hat: „Wer mir nachkommen will, der verleugne sich selbst!“

„Welcher Ruhm, welches Glück, zur Nachfolge Christi berufen zu sein!“ dachte Bruder Heinrich.

Der Abt übertrug ihm den Dienst des Klosterpförtners, — ein leicht erfüllbares Amt. Demütigend ist es aber, jedes an die Pforte pochenden Fremdlings Diener zu sein. Vormals aller Herr und Gebieter, — jetzt aller Diener.

Bruder Heinrich sitzt in der Pförtnerstube und gedenkt der Worte des Abtes Atheldag von St. Stephan, die er ihm vom Bohnenfelde zugerufen: „Bonum mihi, Domine, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas, — gut ist es für mich, o Herr, daß du mich gedemütigt, damit ich lerne deine Satzungen!“

Bruder Heinrich versenkt sich in Betrachtungen, und ein glückliches Lächeln verkündet die Wonne seiner Seelenstimmung.

Die Pförtnerstube hat nach dem Vorhofe des Klosters ein Fenster, das jedoch den Hintergrund des langen Raumes nur dürftig beleuchtet. Sodann hat die Stube an der Seitenwand eine Glasscheibe, die unmittelbar auf die Pforte geht. Ertönt der Klopfer an der Thüre, so lugt der Pförtner durch die Scheibe nach dem Einlaß Begehrenden.

Auf dem Schoße des Bruders Heinrich liegt gegenwärtig ein offenes Buch, die jüngste Erscheinung auf dem Gebiete damaliger Litteratur, ein Werk des rechtskundigen Bischofs Burchard von Worms. Die schönschriftkundigen Mönche von St. Vannus hatten es auf Pergamentblätter abgeschrieben, jedes neue Kapitel mit zierlichen Initialen ausgestattet, die losen Blätter in kunstvolle Decke gebunden. Dieses Buch, in lateinischer Sprache verfaßt, gab der Abt zur Lektüre dem wissenschaftlich gebildeten Bruder Heinrich. Der Pförtner wunderte sich über diese Auswahl zur Lesung. Er hätte die Heiligenlegende, oder ein anderes Betrachtungsbuch für passender gehalten. Was jedoch der ehrwürdige Vater Abt für nützlich und zweckmäßig hielt, durfte der einfache Bruder nicht bekritteln.

Eben las Heinrich folgende Stelle: „Hat jemand eine Verwandte zur Ehe genommen, oder eine, die vor

ihm ein Verwandter zuvor gehabt, so muß er sich von ihr trennen und je nach dem Grade der Verwandtschaft Buße thun, weil die heiligen Väter und ihre Verordnungen mit einer so gottlosen Verbindung gar keine Nachsicht haben, sondern verordnen, daß es keinem Christen soll erlaubt sein, von seiner Verwandtschaft ein Weib zu nehmen."

Der Klopfer an der Pforte unterbrach den Leser. Bruder Heinrich spähte durch die Glasscheibe. Vor der Pforte stand ein Edelmann, wie Tracht und stolze Haltung bewiesen. Der Anzug des Fremden, obwohl aus wertvollen Stoffen, war verschlissen und abgetragen, sein Gesicht, darin zwei unstät blickende Augen funkelten, bleich und verbittert.

Der Pförtner betrachtete zuerst mit staunendem Zweifel, dann mit solcher Überraschung den Edelmann, daß er das Öffnen der Pforte vergaß.

„Beim Himmel, — keine Täuschung, — Graf Otto von Hammerstein!" flüsterte er.

Der Mann vor der Thüre wurde ungeduldig. Mit Heftigkeit setzte er den Klopfer in Bewegung.

Eilig zog der Pförtner die Kapuze empor, die sein ganzes Haupt bis auf einen schmalen Gesichtsstreifen verhüllte, und hastete nach der Pforte.

„Du läßt mich lange warten, Bruder Schlafhaube!" sprach mit rauher Stimme der Eintretende.

„Euer Edlen möge gütigst meine Nachlässigkeit verzeihen!“ erwiderte demütig Bruder Heinrich. „Nun heiße ich Euer Gnaden willkommen und bin um Christi willen Eurer Weisung gewärtig.“

„Ich möchte den Abt Richard sprechen.“

„Unser ehrwürdiger Vater ist dermalen abwesend, kann aber jeden Augenblick aus Verdun zurückkehren.“

„Verdammt!“ murmelte ungehalten der Fremde, der ein leicht erregbarer, leidenschaftlicher Mann zu sein schien.

„Darf ich Euer Gnaden zur flüchtigen Rast in meine Kammer einladen, bis zur Ankunft unseres ehrwürdigen Vaters?“

Brummend folgte er der Einladung, betrat die Stube und ließ sich auf der Fensterbank nieder.

Bruder Heinrich hielt sich beständig im Hintergrunde, wohl in Erwartung, die schwache Beleuchtung seines Standpunktes werde die Verhüllung seiner Züge durch die Kapuze unterstützen.

„St. Vannus ist ein sehr reiches Kloster, — Zahl und Stattlichkeit seiner Vorwerke beweisen das,“ begann nach einigem Schweigen der Besuch. „Bemißt der Abt seine Gaben an fahrende Leute nach den Reichtümern des Klosters, dann habe ich ein hübsches Reisegeld zu erwarten. Unsere Fahrt geht weit, — nach Rom.“

„Nach Rom? — Ei, ein sehr weiter Weg!“ entgegnete verwundert der Pförtner. „Darf ich meine

Vermutung aussprechen, so wallet Euer Edlen in religiösem Anliegen zum Sitze des apostolischen Herrn."

„Du hast es halb erraten, — richtiger gesagt, nicht ganz halb; denn gut Dreiviertel treiben mich Herzensangelegenheiten nach Rom. Ich bin nämlich Graf Otto von Hammerstein, — nun wirst Du's begreifen. Das ganze Reich ist ja meines Unglücks voll."

Bruder Heinrich verbeugte sich ehrerbietig vor dem Sproßen eines alten Fürstengeschlechtes.

„Demnach hat Euer Edlen bereits eine große Fahrt gemacht; denn Euer Geschlecht ist meines Wissens am Rhein, unweit Köln, angesessen."

„So ist's, — das heißt, mein Geschlecht war angesessen. Der Welt Lohn! Hätte mein Ahnherr, Graf Udo, dem Großoheim des gegenwärtigen Kaisers nicht starken Beistand geleistet, dann wäre heute noch Graf Hammerstein angesessen, — kein Bettler."

Viel Bitterkeit und verhaltener Grimm lagen im Tone dieser Worte.

„Wie meint Ihr das, edler Herr? Bedenkt, daß Euer Gnaden zu einem Pförtner redet, dessen Geschichtskenntnisse nicht weit her sind."

„Ich sagte, ohne meines Ahnherrn Udo Großmut wäre ich heute kein fahrender Bettler. Nun gib acht! Kaiser Otto I., der Bruder vom Großvater des Kaisers Heinrich, lag im Kriege mit dem Herzog Gisilbert von

Lothringen und dem Frankenherzog Eberhard. Die Sache des Kaisers Otto stand sehr schlecht und er am Rande des Untergangs. Die beiden Herzoge hatten das Gebiet meines Ahnherrn Udo verwüstet, weil er treu zu Otto hielt. Nach der Verheerung meines Stammlandes, setzten die Fürsten ihre Truppen bei Andernach über den Rhein. Sie selbst, nämlich die zwei Herzoge, weilten noch mit wenigen Mannen diesseits des Stromes. Solches erfuhren Udo und dessen Kampfgenosse, Herzog Herimann von Schwaben, die mit ihren Scharen ganz in der Nähe weilten. Die beiden Herzoge Gisilbert und Eberhard sassen gerade beim Schachspiel. Da überrumpelten sie Udo und Herimann; Herzog Eberhard fiel im Kampfe; Gisilbert flüchtete und ertrank im Rhein.[19]) — So gewann Kaiser Otto den Sieg. Ohne die kühne That meines Ahnherrn Udo wäre er untergegangen, mit ihm das ganze Geschlecht der Sachsenkaiser. Hätte es aber keinen Sachsenkaiser gegeben, dann säße Graf Hammerstein heute noch auf seinen Gütern; denn Heinrich hat mich geächtet, aller Güter beraubt und zum Bettler gemacht. Möge Gott ihn strafen, — den Unhold!"

Bruder Heinrich stand mit verschlungenen Händen und in heftiger Gemütsbewegung.

„Wie muß ich Euch beklagen, edler Graf! Mein schwacher Verstand faßt es nicht, wie Kaiser Heinrich, dessen gerechte, fürsorglich waltende Herrschaft allgemein gerühmt wird, an Euch dermaßen schlecht han-

deln konnte. Habt Ihr etwa durch Aufruhr, Landfriedensbruch, oder irgendwie gefrevelt?"

„Durchaus nicht! Mein ganzes Verbrechen besteht darin, daß ich mein trautes Gemahl Irmengard liebe, — auf Geheiß der Bischöfe von ihr nicht lassen mag. Irmengard ist nämlich mit mir blutsverwandt, unsere Großeltern waren Geschwister. Der Bischöfe Mahnungen und Drohungen beachteten wir nicht und blieben in Ehegemeinschaft. Da sprachen über uns die Bischöfe auf einer Synode zu Nimwegen den Kirchenbann aus. Zugleich wurde unsere Ehe für ungültig erklärt. Irmengard und ich kehrten uns nicht daran; denn Liebe ist stärker als der Tod. Auf Andringen des Erzbischofs Erchenbald von Mainz mischte sich der Kaiser in die Sache. Er berief einen Landtag und lud mich vor. Ich erschien auf dem Landtag, ergab mich in den Bescheid des Kaisers, anerkannte auch die Ungültigkeit der Ehe nach den Kirchengesetzen. Weil nun zwischen Irmengard und mir die Liebe mächtig blieb, so achteten wir nicht der Kirchengesetze und lebten in trauter Gemeinschaft weiter. Der Erzbischof von Mainz aber hatte keine Ruhe wegen des Ärgernisses vor den Leuten. Er bestand auf unserer völligen Trennung. Grimm und Rachsucht gegen diesen Mann erfaßten mich. Als er nun den Rhein hinabfuhr, gedachte ich, ihn zu überfallen und in meine Gewalt zu bringen. Er jedoch entkam, wie durch ein Wunder. Dagegen

geriet sein ganzes Gefolge in meine Gefangenschaft. Jetzt erhob der Erzbischof beim Kaiser Klage wider mich, den Landfriedensbrecher. Der Kaiser lud mich zur Verantwortung vor sein Gericht. Das Urteil voraussehend, blieb ich daheim und rüstete zum Widerstand. Da verhängte der Kaiser die Reichsacht über mich und zog mit seinen Mannen vor mein festes Haus Hammerstein. Die Felsburg ist unbezwinglich. Der Kaiser aber, ein überaus hartköpfiger, eiserner Mann, lag drei Monate vor dem Hammerstein, dessen Thor endlich der Hunger öffnete. Irmengard und ich erhielten freien Abzug. Weil wir uns nicht trennen wollten, blieben wir im Kirchenbann und in der Reichsacht. Unsere Güter wurden insgesamt eingezogen. Als Bettler und Zeugen von des Kaisers Tyrannei fahren wir jetzt heimatlos durch die Lande. — Ha, dieser harte, grausame Mann! Möge Gott ihn verdammen!"

Der Pförtner stand hochaufgerichtet, weitab von bescheidener Haltung des demütigen Klosterbruders.

„Ihr ruft Gottes Strafgericht herab auf den Kaiser, — sagt mir doch, worin er fehlte! Ich wenigstens finde keine Schuld an ihm."

„Wie, — was? Keine Schuld? Ein altes Fürstengeschlecht zu vernichten, ist dies kein Verschulden? Zwei Menschen zu ächten, weil innige Liebe sie verbindet, — ist dies keine Grausamkeit? Ich sage Dir, einfältiger

Bruder, der Kaiser ist ein Unhold, — ein Tyrann, — ein Wüterich, — ein Unmensch!"

„Weil er nach Recht und Gesetz Jenen strafte, der Landfriedensbruch begangen? Nein, das ist unmöglich! Was wäre der Kaiser, ließe er Diebe, Räuber, Mörder, Landfriedensbrecher ungestraft? Könnte er vor Gott solche Pflichtvergessenheit verantworten?"

„Was hat sich in Ehesachen der Kaiser zu mischen? Ist er Papst? Was kümmert er sich um Gebannte?"

„Der Kirche Schirmvogt ist der Kaiser!" antwortete voll Hoheit und Würde der Pförtner. „Nach deutschem Herkommen und Recht folgt dem Kirchenbann die Reichsacht, weil Kirche und Reich zusammen einen Körper, ein Wesen bilden. An diesem Zusammenleben und Zusammenbestehen kann der Kaiser nichts ändern, — wenn er es könnte, er dürfte es nicht, weil hiedurch die Grundfesten des Reiches erschüttert würden. Auf christlicher Wahrheit ist die Reichsburg aufgebaut, — die Kirche aber ist die Säule und Grundfeste der Wahrheit. Sohin untergräbt Kirchenfeindschaft des Reiches Fundament. — — Übrigens hat Euch der Kaiser nicht gestraft wegen Eurer Ehe, sondern wegen Landfriedensbruchs. Löst Euch der Papst vom Bann, sowie von dem Ehehindernis, so wird Euch der Kaiser wohl sämtliche Güter zurückgeben."

„Höre, Pförtner, gar sehr unterschätzte ich Dich! Freilich, jetzt sinkst Du wieder in Deine bescheidene

Einfalt zurück. Doch vorhin standest Du vor mir in gebietender Macht, wie der leibhaftige Kaiser. Sogar Deine Stimme war Heinrichs Stimme, — jene schreckliche Stimme, die mich, den Besiegten, einschüchterte und demütigte. Flammen sprühten Deine Augen, — wie Wetterleuchten fuhr es aus dem Dunkel Deiner Kapuze hervor. Mir dünkt, in Dir stecke mehr als ein Klosterbruder."

„Ihr redet klug, edler Herr! Der Mensch ist nicht immer das, was er zu sein scheint. Ich bitte Euer Gnaden, keinen Anstoß zu nehmen an meinem Verhalten, das Euch verleitete, mich zu vergleichen mit dem Kaiser."

„Bin weit entfernt, Dich mit jenem Unhold und Tyrannen zu vergleichen. Doch von Wissen und Gelehrtheit hast Du jedenfalls mehr, als ein gewöhnlicher Klosterbruder. — Nun sage mir aufrichtig, glaubst Du, der Papst könne nach den Kirchensatzungen das Ehehindernis aufheben?"

„Ich denke — ja! Petri Nachfolger hat ja von Gott die Amtsgewalt, zu binden und zu lösen. Demgemäß kann er auch von Ehehindernissen lösen, wenn starke Gründe vorliegen."

„Dafür danke ich Dir, guter Bruder! Deine Rede tröstet gar sehr mein wundes Herz. — Käme doch nur der Abt! Irmengard erwartet mich in einer Herberge zu Verdun. Mein langes Ausbleiben wird

sie ängstigen, zumal der kaiserliche Unhold in der Nähe ist. Wir sahen ihn vor acht Tagen zu Straßburg und flüchteten vor ihm, dieweilen keinem argen Manne zu trauen, der uns mit grausamer Härte behandelte. Möchte lieber dem Teufel begegnen, als jenem Wüterich."

Schmerzlich bewegt, wandte sich Bruder Heinrich ab und trat vor einen Wandschrank, kaum hörbar und nicht ohne Selbstüberwindung die Worte flüsternd: „Ihr sollt Jene lieben, die euch hassen!"

Hammerstein saß lauschend, in gespannter Erwartung. Er vernahm das feine Klingen von Goldmünzen, welche Bruder Heinrich aus einem ledernen Beutel in seine Hand schüttete. Jetzt wandte sich der Pförtner, trat aus dem Dämmer des Hintergrundes und schritt nach dem Fenster vor den Grafen. Hiebei vergaß er, daß volles Tageslicht seine Züge traf. Hammersteins ungeteilte Aufmerksamkeit galt jedoch der Hand mit den Goldmünzen, nicht dem Gesichte des dicht vor ihm Stehenden.

„Nehmet diese Zehrpfennige zur Fahrt nach Rom!"

Hammerstein griff gierig nach der Gabe, betrachtete erstaunt das glänzende Gold, schloß fest seine Hand und schaute, ob so reicher Schenkung höchst verwundert, den armen Klosterbruder fragend an. Da überkam ihn jählings namenlose Bestürzung. Mit weitgeöffneten Augen und leichenblassem Gesicht starrte er den Pförtner an und erkannte den Kaiser. Einen

Schrei des Entsetzens hervorstoßend, sprang er auf und stürmte hinaus. Im Vorhofe rannte er an dem eben zurückkehrenden Abte vorbei, der ihm verwundert nachschaute.

„Wer ist dieser Mann?" fragte eintretend Herr Richard.

„Ein Unglücklicher, — Otto von Hammerstein."

„Ei, — der gebannte und geächtete Graf? Merkwürdiges Zusammentreffen! Was führte ihn hieher?"

Heinrich erzählte umständlich und nicht ohne Erregung.

„Doppelt freut es mich, der undankbaren Welt entsagt zu haben," schloß er. „Seit vielen Jahren opferte Kaiser Heinrich, wie er vor Gott pflichtig, alle seine Kräfte der allgemeinen Wohlfahrt, — führte ein stetes Wanderleben, um allerorts Recht zu sprechen, blutige Fehden in Frieden zu wandeln, — ertrug harte Strapazen bei Kriegszügen, — beugte eiserne Nacken im Bösen verhärteter Gewaltmenschen, — erkämpfte dem Rechte Achtung, dem Reiche Ansehen, deutschen Landen Ordnung und friedsame Stetigkeit, — — um schließlich als Unhold, Wüterich und grausamer Tyrann verschrieen zu werden. — Solches schmerzt!"

„Bewahre die Seelenruhe, mein Sohn! Was bedeutet es, von Menschen gerichtet zu werden? Der uns richtet, ist der Herr, unser Gott, der keinem seiner Getreuen die verdiente Krone ewiger Herrlichkeit ver-

sagt. Gleichförmig mit dem göttlichen Christ macht erduldete Verkennung."

Beistimmend nickte Bruder Heinrich und war getröstet.

„Die Anwesenheit des Kaisers im Kloster ist in Verdun bekannt," fuhr der Prälat fort. „Der ehrwürdige Bischof Heimo, von dem ich gerade komme, erkundigte sich nach unserem Gebieter. Ich sagte ihm, des Kaisers Majestät habe sich frommen Sinnes vorläufig ernsten Bußübungen und Betrachtungen unterzogen, in denen er nicht gestört sein wolle. Sodann erzählte mir der Bischof, an unseren Grenzmarken, wo seit einiger Zeit Streitigkeiten bestehen zwischen dem Herzog Thiedrich von Oberlothringen und dem mächtigen Grafen Odo von Champagne, sei es jüngst zu Kämpfen und Blutvergießen gekommen."

Bruder Heinrich wurde unruhig. Unwillkürlich nahm er dieselbe ehrfurchtgebietende und strenge Haltung an, die vorhin des Grafen Staunen erregte.

„Herzog Thiedrich sei im Nachteil," fuhr der Abt fort, „weil Graf Odo viele vom Adel gewonnen und auf deutschem Boden drei Burgen erbaut habe, als Stütze für seine Unternehmungen." [20])

„Ha, — wessen erkühnt sich der westfränkische Graf?" sprach zürnend der Pförtner, und zwar mit einer Stimme, die einen ergrimmten Recken, aber keinen demütigen Klosterbruder kennzeichnete.

Richard lächelte. Die jähe Aufwallung empörten Herrscherbewußtseins mochte ihm sehr wohl gefallen.

„Bei der Nähe des Kampfplatzes, nur eine halbe Tagereise von hier entfernt, sind die Bürger von Verdun sehr beunruhigt," meldete Richard. „Ihre Angst malt ihnen bereits schauerliche Bilder des Krieges. Sie sehen feindliche Scharen das Gebiet um Verdun verwüsten und die Mauern der Stadt umlagern; denn Bischof Heimo verschmäht jede Gemeinschaft mit den Westfranken und steht in Treue fest zu Kaiser und Reich. Herr Heimo versicherte mir, die Leute seien ob der Anwesenheit des Kaisers sehr getröstet, in der Annahme, er sei gekommen zu ihrem Schutze, sowie zur Züchtigung des Champagners und seines Anhangs. — Was uns betrifft, mein Sohn, so wissen wir, daß evangelische Räte nach Gottes und der Kirche Gebot unerlaubt sind, sobald strenge Pflichten entgegen stehen."

Nach diesen Worten verbeugte er sich, und schritt durch den Gang nach seiner Zelle.